

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 6 (1902)

Artikel: Müller Strobinger

Autor: Blümner, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

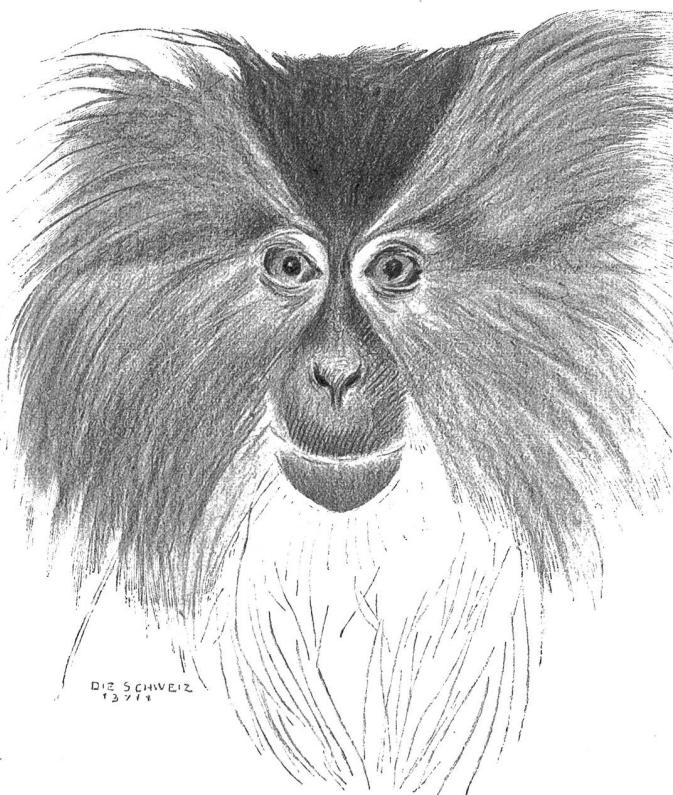
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bartaffe (*Macacus silenus*).

Ein wertvolles Paar Zebra, das sich schon eines mehrmaligen Familienzuwuchses erfreut hat, sowie ein Paar Tapire teilen sich mit dem Elefanten in die geräumigen Stallungen des Hauses. Im Buschauerraum, der auch im Winter dem Besucher Gelegenheit bietet, die Insekten zu sehen, sind Aquarien aufgestellt, die unter anderm den interessanten japanischen Riesenalamander enthalten. Gegenüber dem Elefantenhaus liegt die „Fest-

matte“, die der Jugend als Spielplatz überlassen ist und einen hübschen Ausblick auf die benachbarte St. Margarethenkirche gewährt. Unterhalb des Kirchhauses, an die Festmauer angrenzend, befindet sich das Raubtierhaus, das gegenwärtig nur noch provisorisch die Löwen, Leoparden und Pumas bewohnen, da schon im Frühjahr der Bau eines neuen Raubtierhauses in Angriff genommen wurde, das jedenfalls zur Hauptsehenswürdigkeit des Gartens werden wird. Das jetzige Raubtierhaus wird dann wieder, wie bei der Gründung des Gartens bestimmt worden war, nur mit kleineren Raubtieren, wie Wölfen, Füchsen, Mardern und kleinen Katzen besetzt werden. Ganz in den Tannen versteckt, mit dunklem Efeu überwachsen, steht die niedliche, eine Ruine darstellende Gulenburg, in deren düstern Gelassen die großen Uhus, Käuze und Schleiereulen ihr Wesen treiben. Tief unten im Wälzchen liegt das Wildschweinengehege, und an den Rand des Wälzchens angelehnt, befindet sich das Büffelhaus, wo besonders die auf den Aussterbe-Etat gestellten amerikanischen Bisons, ein Geschenk des Basler Jagdklubs, mit Erfolg gezüchtet werden. Vom Büffelhause aus gelangen wir zum Bärenzwinger, in welchem ein stattliches Paar „Muze“ durch ihr drolliges Treiben stets viele Zuschauer belustigen. Im Schatten hoher Erlen und Akazien steht das neuerrichtete Elchhaus, das neben den Dam- und Sikahirschen die mächtigen, absonderlich gestalteten Elche beherbergt. Das sich an das Elchhaus anschließende Rehhaus wird von den zierlichen Hirschziegenantilopen, Känguruhs und südamerikanischen und australischen Straußen bewohnt. An pittoresken Wasserfällen vorbei führt uns der Weg zum Terrarium, das im Sommer mit südeuropäischen Amphibien und Reptilien bevölkert ist.

Was dem zoologischen Garten in Basel, im Gegensatz zu ähnlichen Instituten in Deutschland einen ganz besondern Reiz verleiht und ihn zu einem allgemein beliebten Aufenthaltsort macht, ist die Anlage des Gartens selbst. Saftige Wiesen wechseln mit schattigen Baumgruppen und Blumenbeeten, die dank der günstigen Lage des Terrains verbunden mit einer verständnisvollen Pflege seitens der Direktion sich prächtig entwickelt haben und durch die vielen malerischen Szenerien dem Auge stets ein angenehmes, durch keine überladenen Tierereien verunstaltetes Bild darbieten. Der Garten ist zu einer wahren Bildungsstätte für Jung und Alt geworden; täglich begegnen wir Schülern in Begleitung der Lehrer, die dort ihren naturgeschichtlichen Unterricht erhalten, und Klassen der Basler Zeichenschule, die gerne dort Stoffe für ihre Studien auswählen.

Dr. phil. Gottfried Hagmann (Museo Goeldi in Para).

Müller Strobinger.

Novellette von Rudolf Blümner.

I.

In einem hügeligen Land liegt eine kleine Stadt. Ein paar alte Mauerreste schließen die schmalen Straßen ein, wo aus armeligen Häusern armelige Leute sich in die Fenster schauen. Mitten in der Stadt liegt ein Marktplatz mit holperigem Pflaster. Wenn es regnet, muß man um den Marktplatz herumgehen, um von der einen Seite zur andern zu gelangen.

Früher hat die Stadt eine größere Rolle gespielt. Aber das ist schon lange her. Es war in der Zeit, wo die Mauern um die Stadt herum noch etwas zu bedeuten hatten. Jetzt sind sie längst zu Trümmern geworden.

In neuerer Zeit ist der Stadt ein großes Unglück widerfahren. Nur wollen es die Bürger heutigen Tages noch nicht Wort haben, daß es ein Unglück war. Im Gegenteil, sie betrachten es noch jetzt als ein Glück. Vor etwa dreißig Jahren nämlich wollte der Staat eine Eisenbahn durch die Stadt führen und richtete an diese das Auffinden, einen Beitrag zum Bau der Bahn zu zahlen. Als die Stadtväter dies vernahmen, bekamen

sie einen Schreck, von dem sie sich kaum erholen konnten. Und das war nicht nur der Schreck über die nach ihrer Vorstellung gar nicht zu erschwingende Summe, sondern der Schreck über die Eisenbahn. Mit ihr kämen die Kaufleute aus der Stadt, die Agenten, die Grundstücksmakler, die Hypothekenjuden, die Verbrecher und Spitzbuben, alle diese kämen mit dem schnaubenden Ungetüm. „Und unser Eigentum — prost Mahlzeit! Wir sind Ackerbürger und bleiben Ackerbürger. Wir leben von unsren Ackerl, aber wir wollen auch von unsren Ackerl leben.“ So sprach in jener denkwürdigen Sitzung der damalige Bürgermeister, und seine Rede zündete. Das war groß gesagt. Die Stadt zahlte den Beitrag nicht, die Eisenbahn ging nicht durch die Stadt, sondern wurde durch ein Seitenthal geführt. Dort entstanden blühende Ortschaften, während die Stadt Jahr um Jahr mehr zurückging. Alles wurde teurer, das Geld verlor an Wert; doch die Ackerbürger verdienten nicht mehr als in früheren Jahren.



Der Orang-Utan (*Simia satyrus*) „Miß Kitti“.

Die Ackerbürger waren Dickköpfe. In der alten Zeit, da es noch keinen Dampf gab, war das eine ganz gute Eigenschaft. Jetzt aber sind sie wie die Kinder. Sie haben eingesehen, daß sie oder vielmehr ihre Väter vor dreißig Jahren eine große Dummheit gemacht haben. Aber anstatt dies einzuräumen, sind sie nur noch dickköpfiger geworden. Ja, sie prahlen sogar damit, daß sie keine Eisenbahn besitzen und noch immer keine haben wollen. Sie wetteifern geradezu, wer in diesem Punkt den dicksten Schädel hat. Denn von Zeit zu Zeit taucht in der Tagesordnung der Stadtväter die „Petition an die Regierung betreffend den Bau einer Eisenbahn“ auf. Das geht von einer kleinen Minderheit ganz gefährlicher Neuerer aus, und es kommt natürlich zu aufregenden Szenen. Aber schließlich erhebt sich der alte Müller Strobinger feierlich vom Stuhl, fährt sich mit der Hand ans glattrasierte Kinn und sagt: „Wir brauchen keine Eisenbahn. Denkt an die unvergeßlichen Worte unseres verstorbenen Bürgermeisters: Wir wollen nicht nur von unsrern Ackerl leben, sondern wir wollen auch von unsrern Ackerl leben. Im übrigen wird sich ja zeigen, wer von uns den dicksten Kopf hat.“ Nach diesen seit alters bei ihm hergebrachten Worten setzt sich der alte Müller Strobinger wieder, und die Eisenbahnfrage ist vorläufig erledigt. Die Eisenbahnpartei bleibt in der Minderheit, wagt sich nur von Zeit zu Zeit mit einem kleinen Oppositionchen hervor und wird mit ihren Anträgen jedesmal von Müller Strobinger von der Tagesordnung verdrängt.

II.

Die Strobinger'sche Mühle liegt außerhalb der ehemaligen Stadtmauer. Die Stadt hatte sich über die



Bison (Bison americanus).

alte Mauer hin ausgedehnt. Zwar nur um eine Mühle. Aber eben diese Mühle war durch die Strobinger so mit der Stadt verwachsen, daß die alten Mauerreste längst ihre Bedeutung als Stadtgrenze verloren hatten.

Oh, diese Mühle! Kurz vor der Stadt macht die gerade Landstraße einen Bogen und senkt sich dann in eine schwache Thalmulde. Da liegt die Stadt. Aber der Wanderer beachtet sie gar nicht. Denn sein Blick ist durch die Mühle gefesselt. Schon von weitem hört er ihr Geklapper und das Rauschen des Flusses; und noch ein paar Schritte weiter, da kommt die Mühle zum Vorschein, jetzt zur Sommerszeit im Grünen geborgen. Wilder Wein und Ginster schlingt sich am Gemäuer hinauf, und uralte hohe Bäume schirmen das Haus. Die Mühle selbst ist schneeweiß, als wäre sie aus lauter Mehl aufgebaut. Sie ist frisch aufgeputzt, und in den Fenstern hat sie sich mit Blumen geschmückt. Oh, sie ist köstlich, die Mühle, sie will nicht, daß man ihr das Alter ansieht. Jetzt gießt die Abendsonne ihr Gold über die Mühle. Aber im Mondschein müßt ihr sie sehen, im Mondschein!

Im großen Mahlraum gab's heute viel zu thun. Die Müllerburschen hantierten emsig und sangen und sprangen zum lustigen Geklapper der Mühle, während der feine weiße Mehlsstaub bis zur Decke flog.

Oben in der Wohnung saß der alte Müller am offenen Fenster, durch das die milde Abendluft hereinströmte. Er hatte sich die große Hornbrille auf die Nase gesetzt und blätterte in der alten Hausbibel, aus der er allabendlich seiner Frau vorlas.

Der Müller ist alt, und sein Gesicht ist weiß, wie der Staub in seiner Mühle. So alt und so weiß sieht er aus, als ob kein Tropfen Blut in ihm wäre. Sein Gesicht ist voller Runzeln und Falten, so vieler Falten, daß, wenn er die Augen schließt, man kaum erkennen kann, welche von den Falten die Augen und den Mund bedeuten.

Nach langem Blättern in dem dicken Buch hatte er gefunden, was er suchte. Die eine Falte öffnete sich langsam, und er las: „Es war ein Mann im Lande Iz, der hieß Hiob.“ Der Müller mußte laut sprechen. Denn dazu erlöste immer das Geklapper der Mühle und das Rauschen des Wassers, in denen sich das laute Ticken der Wanduhr und das Geklingel der Stricknadeln völlig verlor, die die alte Müllerin so emsig handhabte, als gälte es für ein ganzes Regiment Strümpfe zu stricken. Sie waren aber alle für ihren Enkelsohn bestimmt. Vor Jahresfrist war seine Mutter, die Tochter der Müllersleute, gestorben, und weil sein Vater ein Taugenichts war, nahmen ihn die Großeltern in die Mühle. Hier war er jetzt an der Arbeit wie die Müllersknechte. Nach dem Tod der beiden Alten sollte er die Mühle bekommen und mußte daher vom Müllerhandwerk etwas Tüchtiges verstehen. Für ihn strickte die Müllerin so emsig Strümpfe, während der Alte im Buch Hiob weiter las: „Der Herr sprach zum Satan: Hast du nicht acht gehabt auf meinen Knecht Hiob?“

Der Alte las heute lauter als sonst und erhob seine Stimme noch mehr, als er an den folgenden Vers kam: „Satan antwortete dem Herrn und sprach: Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet?“

Bison (*Bison americanus*).

Die Alte fuhr erschrocken mit den Nadeln zusammen. Als aber der Müller an die Stelle kam: „Da ging der Satan aus von dem Herrn,“ schlug er wütend die Bibel zu und sang an, aufgeregzt im Zimmer hin- und herzugehen. Besorgt stand die Alte auf: „Was fehlt dir? Alterchen, was fehlt dir nur?“ Der hatte die Hände auf dem Rücken über einander gelegt und schrie sie an: „Nichts!“ Aber es klang wie Himmelherrgott-sakrament. Das alte Mütterchen dachte sich, wenn es nichts ist, gehen die Strümpfe vor und strickte weiter.

Der Müller ging noch eine Weile im Zimmer auf und ab, setzte sich dann wieder vor die Bibel, schlug sie

auf und las weiter. Erst mit ruhiger Stimme; dann wurde er wieder lauter bis zu der Stelle: „In diesem allem sündigte Hiob nicht und hat nichts Thörlisches wider Gott. — Aber daß sie mir die Mühle nehmen wollen, daß sie meine gute alte Mühle haben wollen, das ist wider den lieben Gott und alle Gerechtigkeit. Alles, so glatt alles, das ganze Haus und die ganze Mühle, den Hof, den Garten. Aber meine Mühle ist mir vorläufig nicht feil. Die Strobinger'schen verzetteln ihr Gut nicht und werden es nie verzetteln. So lange ich lebe, ist mir die Mühle nicht feil. Und meinen Nachkommen wird sie auch nicht feil sein. Freilich, die

können nachher thun, was ihnen gefällt. „Aber, ja, ja, der Junge hat liederliches Blut; aber auf dem Todbett wird er mir's geloben. Jeden Tag wird er mir's geloben, bis zu meiner Sterbestunde. Haha, den Strobinger ist ihre Mühle noch lange nicht feil, noch lange . . .“ Aber das war zu viel für den alten Mann. Er fing an zu husten, wobei ihm das Blut in sein weißes Gesicht trat. Die Alte klopfte ihm auf den Rücken, indem sie immer wiederholte: „Na, beruhige dich, Alterchen, beruhige dich!“ Und als sich Alterchen endlich beruhigt hatte, fragte sie wieder schüchtern wie vorher: „Aber was fehlt dir denn, Alterchen, was fehlt dir denn?“ Er schrie sie aber wieder an: „Nichts!“ und das trippelnde Mütterchen dachte sich wieder: „Wenn es nichts ist, will ich dich in Ruhe lassen. Und bevor es dunkelt, will ich doch nochmal hinunter und nach dem Spargelbeet schauen. Neben Nacht müssen viele herausgekommen sein. Sie werden sonst zu groß.“ Damit legte sie das Strickzeug beiseite und ging hinaus. Der Müller begab sich in den Mahlraum. Sein Born mußte vermahlen werden, zu Pulver, ganz fein, daß er in alle Winde flog.

III.

Das Mühlengrundstück des Müllers Strobinger stieß nach der einen Seite gegen das Rittergut des königlichen Amtsgerichts Scherer, der das Haupt der kleinen Eisenbahnpartei war.

Scherer war Offizier gewesen, mußte Schulden halber seinen Abschied nehmen und widmete sich der Landwirtschaft. Als Inspektor kam er hierher auf das Rittergut des Herrn von Czerinski. Herr Scherer, der sehr groß und muskulös war und damals noch mehr als heute das Aussehen eines brutalen Unteroffiziers hatte, machte auf dem Rittergut nicht viel Federlesens. Er sah sich um, fand, daß alles gut und recht war, ging hin und verführte im dritten Monat seines Aufenthalts die fünfundzwanzig Jahre alte, zwar nicht schöne, aber auch nicht gerade häßliche Tochter des Herrn von Czerinski. Und dann kam das Beste. In seiner brutalen Art trat er vor Herrn von Czerinski und gab ihm mit düren Worten zu verstehen, daß er seine Tochter verführt habe. Der Alte raste und tobte und schrie: „Was nun? Was nun?“

„Jeder Skandal muß vermieden werden.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ erwiderte Herr von Czerinski. „Sie werden meine Tochter heiraten.“

Herr Scherer verbeugte sich und sagte ergeben: „Ich bin zu dieser Genugthuung bereit.“

Auf dem Lande nennt man dergleichen „ins Gut einheiraten“. Es kommt auch in der Stadt vor.

Der Amtsgerichts-Scherer und der Müller Strobinger waren die geschworenen Feinde. Sie waren Gutsnachbarn, und seit Scherer das Rittergut in die Hände bekommen hatte, luchste er nach der Mühle hinüber und trachtete sie in seinen Besitz zu bringen. Er hatte dabei nicht nur das Interesse, dem hartköpfigen Strobinger die Hauptstütze seines Einflusses auf die Geschicke der

Stadt zu nehmen, sondern ihm lag wirklich daran, daß nicht unbedeutende Mühlengrundstück selbst zu besitzen, das ihm eine höchst annehmbare Abrundung seines Besitzes bedeutete.

Jetzt waren fünf Jahre verstrichen, seit es ihm gelungen war, wenigstens eine Parzelle des Mühlengrundstückes, die sich als eine Ecke in sein Gut hineinschob, in seinen Besitz zu bringen.

Als der Müller heute in seinem Born in den Mahlraum trat, dachte er der Zeit, die vor dem Verkauf dieser Parzelle lag. Damals häuften sich hier die Getreidesäcke so dicht, daß die Gesellen kaum hindurchkamen. Er dachte damals sogar daran, die Mühle zu vergrößern. Da kam eines Tages der Herr Amtsgerichts-Scherer zu einer Besprechung herüber. Er wollte die in sein Gut einspringende Parzelle kaufen. Der Müller weigerte sich. „Meine Mühle ist mir nicht feil.“

„Aber Ihr sollt ja auch gar nicht die Mühle verkaufen. Bloß den lumpigen Zecken da will ich haben.“

„Wenn das Stück Erde lumpig ist, dann ist es doch wohl für den Herrn Rittergutsbesitzer zu schlecht,“ bemerkte der Müller.

Aber Scherer ließ nicht locker. „Die Parzelle nützt Euch nichts; aber mir ist sie vom allergrößten Wert.“

Der Müller fühlte, daß der Amtsgerichts-Scherer nicht so ganz Unrecht hatte, blieb aber bei seinem „Nein“.

Der Amtsgerichts-Scherer ging wütend fort.

Aber da vergingen keine acht Tage, so wurden die Getreidefuhren zur Mühle weniger und weniger. Das Wasser floß und floß, das Mühlrad drehte sich wie immer; aber es gab in der Mühle täglich weniger zu mahlen. Ein Gutsbesitzer nach dem andern zeigte dem Müller an, er lasse jetzt anderwärts mahlen.

Da erbarmte es den Müller seiner Mühlsteine, die nichts mehr zu fressen hatten, und er dachte, wenn es so weiter geht, kann dir das Essen auch mal fehlen. So ließ er sich endlich herbei, an den Amtsgerichts-Scherer zu schreiben, er sei bereit, ihm die Parzelle zu verkaufen.

Zu einem Spottpreise gab er das Stück Land her. Dafür kamen allmählich wieder die Getreidewagen an-gefahrene, und es gab wieder Arbeit in der Mühle. Manche freilich blieben für immer aus. Sie ließen in einer andern Mühle mahlen und hatten keine Lust, von neuem zu wechseln. In diesen fünf Jahren war die Mühle nicht wieder auf die alte Höhe gekommen. Der Müller hatte sich dreingefunden und war's zufrieden, daß die Mühle in Ehren bestehen und mahlen könnte.

An alles dies dachte der Müller heute abend, als er in seinem Born in den Mahlraum ging. Die Gesellen rissen die Augen auf. Der Alte hantierte wie ein Junger. In allen Teilen des großen Raumes war er zu sehen. Dann war er wieder draußen, half mit, die Säcke leeren, beaufsichtigte die Gesellen, tadelte hier und lobte dort. Und als die Dämmerung eintrat und die bleiche Mondsichel schon am Himmel stand, da rief er seinen Enkelsohn von der Arbeit weg und machte mit ihm einen Gang hinaus aufs Feld.

(Schluß folgt.)



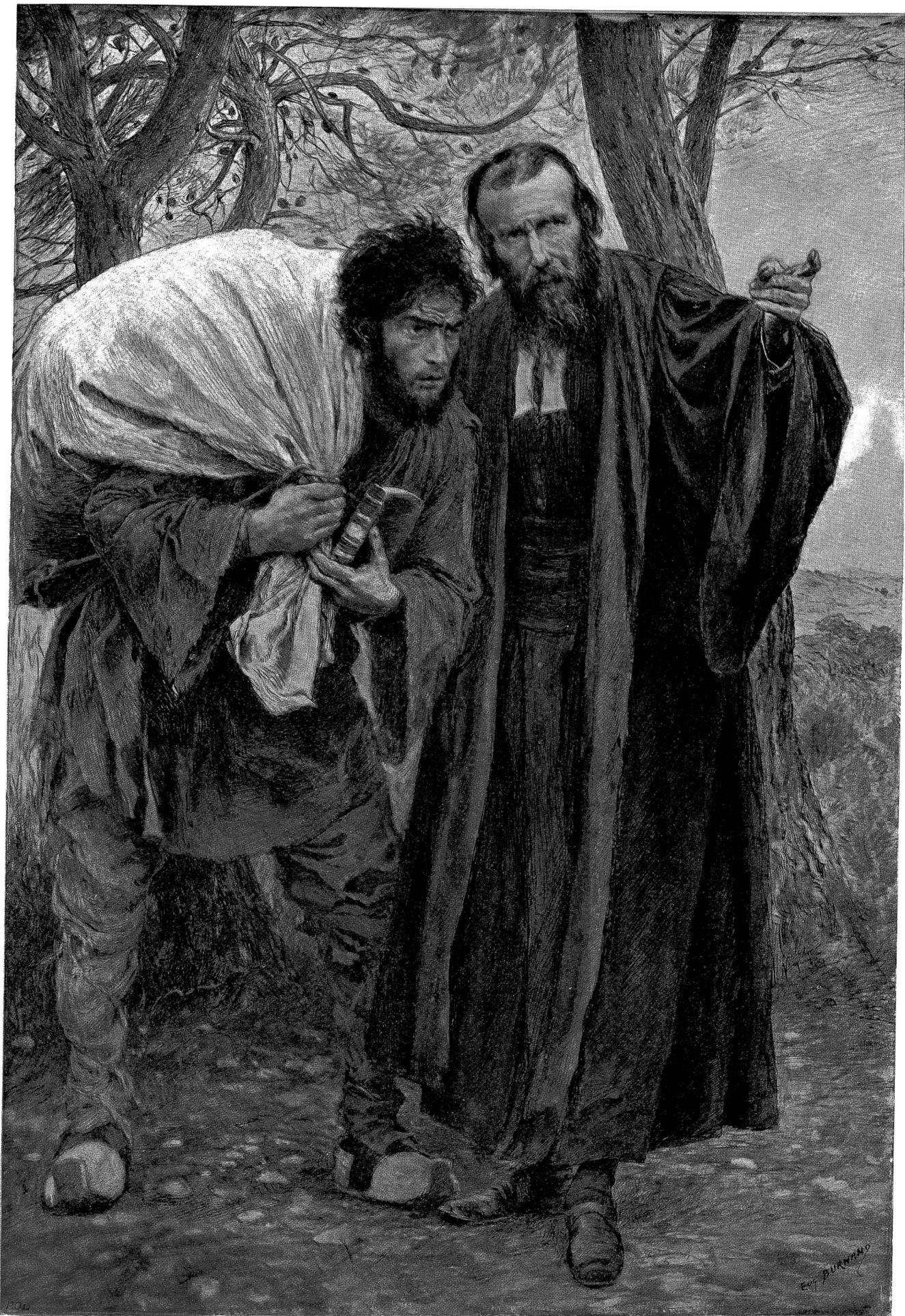


Illustration zu Bunyan's „The pilgrims progress“.
Zeichnung von Eug. Burnand, Mondon.